

JENS STOLTENBERG

AUF  
MEINEM  
POSTEN



JENS STOLTENBERG

# AUF MEINEM POSTEN

In Kriegszeiten an der  
Spitze der Nato.  
Erinnerungen

In Zusammenarbeit mit Per Anders Madsen

*Aus dem Norwegischen von  
Ulrich Sonnenberg*

SIEDLER

Die Originalausgabe erschien 2025 unter dem Titel  
*PÅ MIN VAKT - Å lede Nato i krigstid*  
bei Gyldendal Norsk

Der Verlag behält sich die Verwertung des urheberrechtlich  
geschützten Inhalts dieses Werkes für Zwecke des Text- und  
Data-Minings nach § 44b UrhG ausdrücklich vor.  
Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

## 2. Auflage

Copyright © Gyldendal Norsk Forlag AS 2025, All rights reserved  
Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2025 by Siedler Verlag, München,  
in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,  
Neumarkter Str. 28, 81673 München  
produktssicherheit@penguinrandomhouse.de  
(Vorstehende Angaben sind zugleich Pflichtinformationen nach GPSR)

Redaktion: Justus Carl  
Umschlaggestaltung: Büro Jorge Schmidt, München  
Satz: satz-bau Leingärtner, Nabburg  
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck  
Printed in Germany  
ISBN 978-3-8275-0190-5

[www.siedler-verlag.de](http://www.siedler-verlag.de)

*Für Ingrid*

*Auf meinem Posten* handelt von meinen zehn Jahren  
von 2014 bis 2024 als Generalsekretär der Nato.  
Die Wiedergabe der Ereignisse und Dialoge basiert auf öffentlich  
bekannten Informationen und eigenen Notizen.  
Wie das Buch entstand, wird in einem eigenen Kapitel am  
Ende vertieft.

# INHALT

Prolog	11
--------	----

## TEIL 1

<b>VORBEREITUNGEN</b>	15
-----------------------	----

1 Eine unerwartete Frage	17
--------------------------	----

2 Taktwechsel	32
---------------	----

## TEIL 2

<b>DER ANFANG</b>	45
-------------------	----

3 Im Amt in Brüssel	47
---------------------	----

4 Die Herausforderung Russland	53
--------------------------------	----

5 Die Ukraine strebt nach Westen	71
----------------------------------	----

6 Kreuzfeuer	81
--------------	----

7 Gemeinsam mit der EU	91
------------------------	----

8 Eine wichtige Mitstreiterin	97
-------------------------------	----

9 »Ready to fight tonight«	107
----------------------------	-----

### TEIL 3

#### **BELASTUNGEN**

	119
10 Ein Präsident wie kein anderer	121
11 Donald Trump im Weißen Haus	135
12 Der Ball auf dem Elfmeterpunkt	144
13 Ein Versprechen in Afghanistan	153
14 Europäische Illusionen	165
15 Krisenstimmung in Brüssel	175
16 Am Rande des Abgrunds	187
17 »I am not happy«	195

### TEIL 4

#### **FREUNDSCHAFT**

	211
18 Von allen Seiten Sonnenuntergänge	213
19 Die Atomwaffen kehren zurück	220
20 Die Präsenz des Krieges	238
21 Rettungsoperation auf Fox News	247
22 Es ist gut, Freunde zu haben	257



## TEIL 5

### **DEMOKRATIE** 265

23 Utøya 267

24 Diener des Volkes 273

25 In Erdoğans Palast 280

26 Empörte Präsidenten 295

27 Telefonate mit Trump 309

28 Machtwechsel in Washington 319

29 Wenn die Aufgabe Vorrang hat 328

30 China auf der Tagesordnung 333

31 Exit Afghanistan 346

32 Zusammenbruch in Kabul 357

## TEIL 6

### **KRIEG** 377

33 Kapazität und Intention 379

34 Ultimatum 389

35 Wladimir Putins Krieg 403

36 Atomares Säbelrasseln 412

37 Pendeldiplomatie 419

38 Durchbruch in Madrid 432

39 Die Reise nach Kyjiw 440

## TEIL 7

### **PARTNERSCHAFT**

453

40 Ein weiteres Jahr

455

41 Die Zukunft der Ukraine ist in der Nato

461

42 Finnland und Schweden über der Ziellinie

469

## TEIL 8

### **ABSCHIED**

483

43 Endspiel

485

44 Abschied von der Nato

505

Über dieses Buch

515

Dank

521

Personenregister

523

Bildnachweis

528

## PROLOG

Mittwoch, 23. Februar 2022, kurz vor 18:00 Uhr.

Leichter Regen fiel aus dem bleigrauen Himmel über Brüssel. Ich saß im Auto und war auf dem Heimweg vom Nato-Hauptquartier. Ich bereitete mich auf ein Arbeitsessen etwas später am Abend vor.

Das Telefon klingelte. David Cattler, der Leiter der Nachrichtendienst-Abteilung der Nato, bat um ein vertrauliches Gespräch. Im Auto konnte ich nicht mit ihm reden, wir mussten warten, bis ich zu Hause war, um dort über eine sichere Leitung zu telefonieren.

In den letzten Tagen hatte ich nur wenige Mitarbeiter häufiger gesehen als Cattler. Er war ein fachkundiger und präzise formulierender Analytiker, der komplizierte Informationen verständlich und kompetent vermitteln konnte. In den letzten Monaten war er sehr nützlich gewesen.

Normalerweise wurde ich regelmäßig einmal pro Woche vom Geheimdienst gebrieft, doch jetzt war es anders. Nun erhielt ich mehrfach am Tag Updates. Das Drama in Russland veränderte sich stündlich.

Zuletzt hatte ich erfahren, dass in nur einer Nacht eine neue Brücke gebaut worden war, wenige Kilometer von der Grenze zum nordöstlichen Teil der Ukraine entfernt. Über einhundert taktische Bataillone, etwa 150 000 russische Soldaten, standen nahe der Grenze im Norden, Osten und Süden. Jagdflugzeuge, Helikopter, Spezialeinheiten, Landungsfahrzeuge, Fallschirmtruppen, Artillerie, Luftabwehr, Feldkrankenhäuser – alles, was für die Durchführung einer massiven, offensiven Militäroperation nötig ist.

Ein großes Militärmanöver in Belarus verlängerte die Front und verkürzte die Vorwarnzeit. Landkarten und Fotos bestätigten Cattlers Berichte.

Bei Skiausflügen in Norwegen oder Fahrradtouren auf den belgischen Landstraßen schalte ich mein Telefon häufig auf »lautlos« und stecke es in den Rucksack. Wenn mich jemand erreichen muss, erhalten meine Leibwächter die Nachricht und geben mir sofort Bescheid, egal, zu welcher Tageszeit oder wo ich mich gerade befinde. Jetzt war das Mobiltelefon ständig auf »laut« geschaltet, auch wenn ich abends zu Bett ging. Die Türen zum Flur und zum Arbeitszimmer standen offen, sodass ich die Telefone mit den direkten Leitungen zum Nato-Hauptquartier und dem Weißen Haus hören konnte. Wachte ich nachts auf – wie so oft in diesen Wochen –, öffnete ich mein verschlüsseltes Nato-E-Mail-Postfach und prüfte, ob es neue Informationen gab. Wenn das nicht der Fall war, klickte ich mich durch einige Online-Zeitungen mit den jüngsten Nachrichten, bevor ich mich, immer beunruhigter, wieder hinlegte.

Ich saß im Auto und dachte an Cattlers Bericht vom Vortag. Viele russische Soldaten hielten sich außerhalb ihrer gewohnten Quartiere auf. Sie lebten, schliefen und aßen in den Panzern und anderen Militärfahrzeugen, die jetzt immer näher an die Grenze verlegt wurden.

Soldaten können einige Tage in ihren Fahrzeugen leben, dann müssen sie jedoch zurück ins Lager, um zu schlafen und sich auszuruhen. Oder angreifen.

Im Laufe des Mittwochs hatte ich erfahren, dass russische Flugzeuge mit Bomben und Raketen beladen wurden. Schiffe der russischen Marine waren vor Odessa in Stellung gebracht worden.

Dann wurde mir berichtet, die russischen Feldkrankenhäuser seien mit großen Mengen Blut versorgt worden. Während eines Manövers ist es aber nicht üblich, Blut bei den Streitkräften zu deponieren. Blut ist Frischware.

Wladimir Putin hatte seit Langem eine Invasion geplant, daran gab es keinen Zweifel. Seit mehreren Monaten hatten wir präzise Informationen,

die es uns ermöglichten, vor einem Angriff zu warnen. Putin hatte die Absicht, sein Nachbarland, die Ukraine, anzugreifen. Würde die russische Kriegsmaschinerie in Gang gesetzt, hätten wir in Europa einen militärischen Konflikt, wie wir ihn seit dem Zweiten Weltkrieg nicht gesehen hatten. Es würde die Sicherheitsordnung torpedieren, die wir jahrzehntelang aufrechterhalten hatten. Aber es ist immer möglich, einen Plan zu ändern oder zumindest zu verschieben. Ich war besorgt wegen der Amerikaner, weil sie im Vorfeld ein Datum bekannt gaben, an welchem der Angriff auf die Ukraine erfolgen sollte. Kein Krieg beginnt, bevor der endgültige Befehl erteilt wird und der Angriff tatsächlich stattfindet. Bis die Soldaten also marschierten und Panzer über die Grenzen rollten, bestand zumindest eine theoretische Chance, dass Präsident Putin seine Pläne änderte und den Angriffsbefehl nicht erteilte.

Um 18:10 Uhr bog der Wagen vor der Residenz in der Avenue Louise ein. Ein Wachposten öffnete die Wagentür. Ich grüßte die Sicherheitsbeamten, die mich auf dem Bürgersteig in Empfang nahmen, und ging rasch die Treppe hinauf in die erste Etage. Familienbilder schmückten die Wand des Flurs, der nach rechts abging. Die Fotos zeigten meine Kinder, Ingrid und mich, meine Eltern Karin und Thorvald als junge Leute, meine ältere Schwester Camilla als Kind und meine lächelnde kleine Schwester Nini, die bei einem Konzert von Bruce Springsteen auf die Bühne durfte und mit ihm tanzte. Ich betrat mein Arbeitszimmer mit dem breiten Schreibtisch. Ein Bücherregal bedeckte eine Wand vom Boden bis zur Decke. Mit der Aktentasche, die wie gewöhnlich randvoll mit Papieren war, ließ ich mich auf einen Stuhl fallen und griff zum Telefon.

Nach einigen Sekunden Wartezeit hatte ich David Cattler in der Leitung. Er sagte: »Herr Generalsekretär, ich möchte Ihnen mitteilen, dass die Entscheidung gefallen ist. Der Befehl zum Angriff wurde gegeben.«



TEIL 1

# VORBEREITUNGEN

September 2013 – Oktober 2014





## KAPITEL 1

### EINE UNERWARTETE FRAGE

Der Raum lag im Halbdunkel. Der Mann, der mir auf der anderen Seite des Tisches gegenüber saß, hatte leicht grau meliertes Haar. Barack Obama war gerade 52 Jahre alt geworden. Er war witzig und lächelte, und wie immer bezog er die Personen, die ihn umgaben, in das Gespräch ein. Der Ernst des Anlasses war an diesem Abend jedoch offensichtlich. Gut ein halbes Jahr nach Beginn seiner zweiten Amtszeit als Präsident steckte Obama in einer internationalen Krise.

Es war Mittwoch, der 4. September 2013, und ich hielt mich in Stockholm auf. Ministerpräsident Fredrik Reinfeldt hatte seine skandinavischen Kollegen zum Abendessen mit Präsident Obama eingeladen, der nach Sankt Peterburg weiterreisen wollte, um Wladimir Putin zu treffen. Das Essen fand im Sagerska huset im Herzen von Stockholm statt, dem Wohnhaus des schwedischen Ministerpräsidenten – in unmittelbarer Nachbarschaft des Außenministeriums und des schwedischen Reichstags. In der ehrwürdigen Residenz servierte Reinfeldt uns schwedische Spezialitäten wie Saibling und Reh. Wir saßen dicht gedrängt um den Tisch.

Normalerweise scharten sich immer viele Mitarbeiter um Obama, doch an diesem Abend waren wir unter uns – und wir Skandinavier konnten uns ja ohnehin gut. Außer dem Gastgeber Fredrik Reinfeldt und mir waren Helle Thorning-Schmidt aus Dänemark, Sauli Niinistö aus Finnland und Sigmundur Gunnlaugsson aus Island gekommen.

Vor dem Abendessen erzählte Obama, dass er meinen Auftritt im norwegischen Wahlkampf gesehen hatte, bei dem ich als Taxifahrer verkleidet durch Oslos Straßen gefahren war, um zu erfahren, was die Menschen auf dem Rücksitz wirklich dachten. Das Video war um die Welt gegangen. Obama hatte sich köstlich amüsiert, vor allem, als ich auf die Bremse trat, in dem Glauben, es sei die Kupplung. Ich war ja viele Jahre nicht mehr Auto gefahren, und eine Automatikschaltung war für mich absolut ungewohnt. In der kurzen halben Stunde, bevor wir zu Tisch gingen, herrschte ein freundlicher und lockerer Ton.

Dann allerdings war Schluss mit Smalltalk.

Der Bürgerkrieg in Syrien tobte im dritten Jahr. Zwei Wochen zuvor hatte Bashar al-Assad zwei Vororte von Damaskus mit chemischen Waffen angegriffen. Die Bilder wurden weltweit im Fernsehen gezeigt, Menschen in Todeskrämpfen, Kinder, die verzweifelt um Luft rangen. 1400 Menschen waren getötet worden, darunter 400 Kinder. Obama hatte Assad gewarnt. Ein Angriff mit chemischen Waffen würde »enorme Konsequenzen« nach sich ziehen. Nun hatte das syrische Regime seiner Ansicht nach die rote Linie überschritten.

Während des Abendessens argumentierte Obama eindringlich, aber ausgewogen für die Notwendigkeit einer militärischen Reaktion. Es war keine leichte Entscheidung. Obama war ein Gegner der Invasion im Irak gewesen, die, wie sich herausgestellt hatte, auf falschen Geheimdienstinformationen basierte. Nun war die Situation jedoch eine andere. Das Beweismaterial war erdrückend, es zeigte, dass Assads Regime für die Angriffe verantwortlich war.

»Nicht ich, sondern die Weltgemeinschaft hat eine rote Linie gezogen«, erklärte Obama. Eine klare Mehrheit der Staaten weltweit hatte das Abkommen unterschrieben, das chemische Waffen verbot. Handelte die Welt jetzt nicht, würde sie allen Diktatoren signalisieren: Internationale Verträge zu brechen, hat keinerlei Konsequenzen.

»Lassen wir so etwas zu, dann lassen wir zu, dass die Welt zu einem gefährlicheren Ort wird. Wir öffnen die Tür zu einem Schreckenskabinett, wie es die Welt im Ersten Weltkrieg gesehen hat«, warnte er.

An diesem Abend forderte Obama uns auch dazu auf, Gegenvorschläge zu machen. Denn es gibt keine schwerwiegendere Entscheidung, als den Befehl zu geben, ein anderes Land anzugreifen.

Helle Thorning-Schmidt unterstützte Obamas Position und setzte sich dafür ein, Assads Militäranlagen zu bombardieren. Ich warnte davor.

Norwegen verurteile die Nutzung chemischer Waffen ebenso wie die USA, betonte ich. Aber ein Bombardement wäre keine Lösung. Assad verfüge auch weiterhin über chemische Waffen, und er würde zu einem noch gefährlicheren, weniger berechenbaren Feind. Außerdem war es entscheidend für Norwegen, dass ein Beschluss der Vereinten Nationen fehlte. Darin bestand der Unterschied zwischen Libyen und Syrien. Vor dem Bombardement Libyens 2011 hatte der UN-Sicherheitsrat einen Beschluss angenommen, der eine militärische Aktion ermöglichte, um zu verhindern, dass Muammar al-Gaddafi seine eigene Bevölkerung massakrierte. Über den Angriff auf Gaddafis Libyen lässt sich streiten, doch er war in jedem Fall zulässig im Sinne des Völkerrechts. Man kann sogar behaupten, es wäre falsch gewesen, den Libyen-Beschluss *nicht* umzusetzen, denn dies hätte den Respekt vor den Beschlüssen des Sicherheitsrats untergraben.

Obama erklärte, wir könnten in der Syrien-Frage nicht auf die UN warten, da Russland im Sicherheitsrat ganz sicher ein Veto einlegen werde. Ich argumentierte dennoch so wie vor dem Irak-Krieg 2003: »Wir müssen das Völkerrecht respektieren. Kriege sind verboten, es sei denn, sie geschehen aus Gründen der Selbstverteidigung oder mit einem Mandat des UN-Sicherheitsrats. Militärische Angriffe ohne UN-Verankerung schaffen gefährliche Präzedenzfälle und untergraben eine an Regeln gebundene Weltordnung.«

Alle hörten höflich zu, niemand war überrascht über meine Argumentation. Norwegen war ein Land, das sich bei der Unterstützung militärischer

Aktionen zurückhielt, vor allem, wenn kein UN-Beschluss vorlag. Diese Tradition war in Schweden sogar noch stärker, und wie erwartet, sprach sich auch Reinfeldt gegen ein Bombardement aus.

Nach einer Weile ergriff Obama wieder das Wort. Er wog die Pro- und Kontra-Argumente ab, und seine Einschätzung beeindruckte mich. Es war nicht klar, ob das Richtige einfach darin bestand, sich auf das Verbot des Völkerrechts zu stützen. Ich dachte an Obamas Rede im Rathaus von Oslo, als er den Friedensnobelpreis entgegengenommen hatte. Sie war eine Huldigung an den Frieden. Gleichzeitig lieferte er eine ausgezeichnete Begründung, warum es auch notwendig sein könnte, militärische Macht einzusetzen, um den Frieden zu sichern. Es gab gute Argumente für die Notwendigkeit einer militärischen Reaktion auf Assads Gasangriff. Und ebenso, wie ich nicht sicher war, ob ich mit meinem Standpunkt richtig lag, erlebte ich, dass Obama die Argumente gegen das Bombardement durchaus ernst nahm.

Doch es gab *eine* Zeit für Diskussionen und *eine* Zeit für Konsequenzen. Und Obamas Schlussfolgerung war eindeutig, die Argumente für eine militärische Antwort wogen am schwersten. Assad musste bombardiert werden.

Sosehr Ansichten und Grundhaltungen auch übereinstimmen mögen, landet man in schwierigen Einzelfragen letztlich manchmal dennoch bei entgegengesetzten Standpunkten.

Hinterher dachte ich, dass Obama und seine Berater mich vermutlich für eine sicherheitspolitische Taube gehalten hatten. Typische Töne aus dem wohlmeinenden, blauäugigen Norwegen. Daher kam ich überhaupt nicht auf den Gedanken, dass meine Worte an diesem Septemberabend in Stockholm eine Bewerbung auf den Posten des Nato-Generalsekretärs gewesen waren. Selbst in meinen wildesten Fantasien hätte ich mir diesen Posten nicht vorstellen können. Wie mir Obamas Mitarbeiter aber später erzählten, habe ich den Job wohl tatsächlich während dieses Abendessens in der Wohnung des schwedischen Ministerpräsidenten bekommen.

Wahrscheinlich hatte Obama den *Politiker* in mir gesehen. Jemanden, der stets das Für und Wider abwog und wusste, dass man eine übergeordnete Verantwortung für die Beschlüsse trägt, die in einem demokratischen Prozess fallen. Jemanden, der im Grunde genommen ein Pragmatiker ist. In der Nato hatte es bereits Experten, Diplomaten und Politiker als Generalsekretäre gegeben. Der Vorteil bei Politikern liegt darin, dass es sich um Menschen handelt, die es gewohnt sind, Initiative zu ergreifen und Beschlüsse auch gegen Widerstände durchzusetzen. Allerdings sollte ich in den nächsten Jahren zu spüren bekommen, dass sich nicht alle Mitgliedsstaaten einen politischen Handwerker auf diesem Posten wünschen, also jemanden, der eine eindeutige Agenda für die Nato und ihre Entwicklung hat. Aber ich bin ziemlich sicher, dass Obama dies präferierte.

Ich stamme aus einer politischen Familie. Meine Mutter und mein Vater waren engagierte Sozialdemokraten und Mitglieder der norwegischen Arbeiterpartei. Die Gespräche beim Abendessen waren geprägt von großen und kleinen gesellschaftlichen Fragen, und meine Eltern vermittelten uns Kindern schon früh ihre Ansichten und Standpunkte.

Meine ältere Schwester Camilla, meine jüngere Schwester Nini und ich diskutierten als Teenager viel mit unseren Eltern über den Vietnamkrieg, selbstbestimmte Abtreibungen, Gleichberechtigung, Familienpolitik, Aufrüstung und Umweltprobleme. Unser Elternhaus glich einem Seminar, und viele unserer Freunde fanden das interessant. Camilla und ich nannten unsere Eltern Karin und Thorvald, während Nini Mama und Papa zu ihnen sagte. Warum es so war, weiß ich nicht mehr. Es hieß, da Camilla und ich als Kinder in Belgrad lebten und mehrsprachig aufwuchsen, sei es am einfachsten gewesen, die Vornamen zu verwenden, da sie in allen Sprachen gleich waren.

Zu Hause bei Karin und Thorvald standen die Türen für Familienmitglieder und ihre Freunde immer offen. Einige Besucher blieben einfach, sodass die tatsächliche Größe unseres Haushalts schwankte. Thorvald

erzählte begeistert, dass er am Wochenende morgens im Haus umherging und die großen Zehen zählte, die unter den Decken hervorlugten, um dann die Zahl durch zwei zu teilen und entsprechend viele Eier zu kochen. Dann servierten Karin und er das Frühstück und wurden dafür sehr gelobt, was Thorvald auch für völlig angemessen hielt. Mein Elternhaus war möglicherweise nicht immer besonders aufgeräumt und ordentlich, und auch der Kühlschrank war nicht immer gut gefüllt, sodass man nicht sicher sein konnte, was es zum Abendessen gab. Aber es war ein lebendiges Haus, immer passierte irgendetwas.

Meine Eltern hatten beide ihre eigenen politischen Karrieren. Thorvald war Verteidigungsminister, Außenminister und Vermittler der Vereinten Nationen während des Krieges, als Jugoslawien in den 1990er Jahren auseinanderbrach. Karin war Staatssekretärin im Handelsministerium und im Ernährungsministerium, und als Abteilungsleiterin im damaligen Verbraucherministerium spielte sie in den frühen 1970er Jahren eine Schlüsselrolle bei der Gestaltung einer modernen Familien- und Gleichstellungspolitik in Norwegen. Als Persönlichkeiten waren sie allerdings sehr unterschiedlich. Thorvald war extrovertiert und liebte es, sich mit bekannten und unbekannten Menschen zu unterhalten. Karin hingegen stand nicht gern im Rampenlicht und war nicht besonders glücklich über die öffentliche Aufmerksamkeit. Beide verband jedoch ihr großes Interesse an gesellschaftlichem Fortschritt und Politik.

Thorvald erzählte uns Kindern von seinem Ausbruch aus einem bürgerlichen Elternhaus, in dem die konservative Rechte gewählt wurde, und wie er zur Sozialdemokratie und der Arbeiterpartei gekommen war. Die Wiederaufbauzeit der 1950er Jahre war entscheidend gewesen, als es nach den Kriegsjahren galt, die Gesellschaft und die Gemeinschaft voranzubringen. In den Ortsgruppen der Arbeiterpartei, in die ihn Freunde mitnahmen, erlebte er einen Zusammenhalt, den er aus anderen gesellschaftlichen Milieus nicht kannte.

Ein Aufenthalt in den Vereinigten Staaten von 1959 bis 1961 hatte

großen Eindruck bei ihm hinterlassen. Die Klassenunterschiede in den USA waren groß, der Staat schwach und die Macht des Kapitals gewaltig. Thorvald sah, dass sowohl in Norwegen als auch international Kräfte agierten, die in Richtung Ungleichheit und Ungerechtigkeit marschierten. Das Prinzip des Rechts des Stärkeren setzte sich mehr und mehr durch, und er hielt die Arbeiterbewegung für das bedeutendste Gegengewicht. Gute Freunde aus Studienzeiten hatten sich der Arbeiterpartei angeschlossen, doch den wichtigsten Einfluss hatte Karin auf ihn. Sie war radikaler als er. Als Thorvald 1963 schließlich in die Partei eintrat, hatte er die Arbeiterpartei so lange umkreist, dass sämtliche Freunde und Bekannten glaubten, er wäre schon seit Jahren Mitglied.

In meiner Kindheit reisten Karin und Thorvald viel zu Versammlungen und Konferenzen. Sie kamen mit neuen Eindrücken und Impulsen nach Hause, und für uns Kinder war es vollkommen normal, bei allen möglichen Themen eigene Ansichten zu entwickeln, von Atomwaffen bis hin zur europäischen Zusammenarbeit. Als Dreizehnjähriger begleitete ich Thorvald, als er sich an der Kampagne für eine norwegische Mitgliedschaft in der EU beteiligte, oder der EG, der Europäischen Gemeinschaft, wie sie damals noch hieß. Ich glaube, mich traf Norwegens Nein bei der Volksabstimmung 1972 ebenso schwer wie Karin und ihn. Ein Jahr später trat ich in die Jugendorganisation der Arbeiterpartei, die AUF\*, ein. Mein Osloer Ortsverein, Centrum AUF, hatte sechzig Mitglieder, aber niemand wollte den Vorsitz übernehmen, also bekam ich den Vorsitz zu meinem Mitgliedsausweis geschenkt. Erst nach einigen Monaten wurde mir bewusst, dass die AUF in der tiefsten Krise steckte, die sie je erlebt hatte. Im Kielwasser der EG-Abstimmung hatten Arbeiterpartei und AUF den Kontakt zu den Jugendlichen verloren. Die Aktivitäten lagen danieder, und so gut wie niemand kam mehr zu den Treffen.

---

\* Arbeidernes Ungdomsfylking = Arbeiter-Jugendliga.

Es war ein schwieriger Start, aber meine Liebesbeziehung zur Arbeiterpartei und den sozialdemokratischen Werten hatte zumindest ihren Anfang genommen. Und diese Beziehung hat mich mein ganzes Leben lang begleitet.

Nach der Wahl am 9. September 2013 war meine Zeit als norwegischer Ministerpräsident zu Ende. Erna Solberg wurde meine Nachfolgerin.

Zuvor konnte ich bei drei Wahlen als Minister und Ministerpräsident ins Parlament Storting einziehen, um Regierungsverantwortung zu übernehmen. Nun hatte ich das Gefühl, es würde nicht noch einmal passieren. Ich war zehn Jahre lang Ministerpräsident gewesen, stand über zwanzig Jahre an der Spitze der norwegischen Politik und war über dreißig Jahre Mitglied des Landesvorstands der Arbeiterpartei, daher war ich ziemlich sicher, dass dies schon bald ein abgeschlossenes Kapitel sein würde.

Mit Ingrid und einigen anderen Vertrauten diskutierte ich die Frage, wie es weitergehen sollte. Sehr rasch kamen wir zu dem Ergebnis, dass ich in vier Jahren nicht wieder kandidieren würde, aber ich wollte auch als Parteivorsitzender den Weg frei machen und auf undramatische Weise abtreten. Es sollte auf dem landesweiten Parteitag 2015 geschehen. Wie es danach mit mir weitergehen würde, war ungewiss.

Offenbar war ich nun aber einer der abgewählten Regierungschefs, über die führende westliche Politiker mit Blick auf internationale Posten redeten. Ich erhielt Signale, dass ich der neue Generalsekretär der Vereinten Nationen werden könnte. Ban Ki-moons Nachfolger sollte 2016 gewählt werden, und angeblich hatte ich die Unterstützung vieler Länder. Auch Russland würde mich akzeptieren. Allerdings war man unsicher, wie China reagieren würde, da meine Regierung sich geweigert hatte, die Vergabe des Friedensnobelpreises 2010 durch das norwegische Nobelkomitee an den chinesischen Menschenrechtsaktivisten Liu Xiaobo zu bedauern.

Während eines freundlichen Telefongesprächs mit Bundeskanzlerin Angela Merkel erwähnte sie beinahe en passant, der Posten als General-



sekretär der Nato würde frei, da der Däne Anders Fogh Rasmussen im Herbst 2014 aus dem Amt scheiden würde. Ich stimmte weder zu, noch lehnte ich ab, und Merkel bemerkte noch, es sei ja auch schwierig, zwei Skandinavier hintereinander zu ernennen. Es sprach zudem nicht unbedingt für mich, dass Norwegen kein Mitglied der Europäischen Union war. Daraus wird nichts, dachte ich mir.

In einem Gruß von Barack Obama, der mir Glück für meinen weiteren Lebensweg wünschte, hatte er dem Brief ganz unten handschriftlich hinzugefügt: »Es war eine große Freude, mit Ihnen zu arbeiten (...). Ich hoffe, wir finden die Gelegenheit, auch in Zukunft zusammenzuarbeiten.« Eine freundliche Geste, aber mehr interpretierte ich damals nicht hinein. Allerdings wusste ich nicht, dass enge Mitarbeiter Obamas bereits mit der deutschen Bundeskanzlerin über die Nato und mich gesprochen hatten. Obama und Merkel schmiedeten einen Plan.

Am Neujahrstag 2014 erhielt die norwegische Verteidigungsministerin Ine Eriksen Søreide eine Anfrage aus Washington. Die Amerikaner wollten mich zum Kandidaten des Chefpostens der Nato befördern. Die Deutschen und die Polen unterstützten den Vorstoß. War ich gefragt? Dies waren keine höflichen Sondierungen mehr, ich musste mir Gedanken machen.

Anfangs sprach ich nur mit meinen Allernächsten, vor allem mit Ingrid. Sie war überrascht und zunächst auch skeptisch. Ingrid hatte das Gefühl, wir hätten lange genug im Scheinwerferlicht der Öffentlichkeit gestanden, und sie freute sich auf ein eher zurückgezogenes Leben. Dann redete ich mit meinem Vater Thorvald, meiner älteren Schwester Camilla, ihrem Mann Atle und meinen Kindern. Einige dieser Gespräche fanden in Thorvalds Küche in der Mogens Thorsens gate statt, in der Camilla, Nini und ich als Jugendliche bis tief in die Nacht mit unseren Freunden über Politik diskutiert hatten.

Hier hatte ich als Kind Karin und Thorvald zugehört, wenn sie erzählten, wie sie während des Krieges aufgewachsen waren. Am spannendsten war es aber immer gewesen, meinem Großvater Emil Stoltenberg

zuzuhören. Er war ein fantastischer Geschichtenerzähler, und mein Großvater und ich entwickelten eine enge Beziehung zueinander, eine Gemeinschaft, die auf seinen Kriegserlebnissen in Norwegen beruhte. Er beschwor Bilder von den Apriltagen 1940 herauf, als er als vierzigjähriger Hauptmann eine Kompanie von Wehrpflichtigen um die zwanzig anführte und den Befehl bekam, den deutschen Vormarsch durch Valdres an der Høljarast-Brücke möglichst aufzuhalten. Es kam zu schweren Kämpfen, und sie waren gezwungen, sich nach und nach zurückzuziehen. Großvater vermittelte mir eine Atmosphäre, die von Chaos und Kälte geprägt war, von Furcht und Verwirrung, und in der nichts so lief, wie man es geplant hatte. So wie Krieg eben ist.

Thorvald war skeptisch, was er von dem Nato-Angebot halten sollte. Er kannte die Nato durch seine zehnjährige Arbeit als Staatssekretär und Minister im Verteidigungs- und Außenministerium, und wahrscheinlich war er der Norweger, der an den meisten Ministertreffen der Nato teilgenommen hatte. Er meinte, ich würde in Brüssel vermutlich eine ruhige Kugel schieben. »Was passiert eigentlich zurzeit in der Nato?«, erkundigte er sich. Na ja, es lief eine große Operation in Afghanistan, aber dort zog sich das Bündnis gerade zurück. Sonst geschah nicht viel. Außerdem kannte er seinen Sohn. Er glaubte nicht, dass ich mich unter den Generälen und Diplomaten in Brüssel wohlfühlen würde.

»Du bist für diese Art Arbeit nicht geschaffen«, sagte Thorvald. Er hatte die Kehrseite der Nato gesehen, endlose Sitzungen, zähe Verhandlungen, Tauziehen um Wörter und Formulierungen. Ingrid schlug sich auf seine Seite, sie kannte mich besser als jede andere und wusste um meine Ungeduld.

Thorvald meinte, ich sollte mir stattdessen die Tür für ein Comeback als Ministerpräsident 2017 offen halten. In Norwegen zu bleiben, hatte seiner Ansicht nach noch einen weiteren Vorteil: Ich könnte mir die Möglichkeit erhalten, Generalsekretär der Vereinten Nationen zu werden. Dieser Gedanke gefiel ihm sehr gut. Thorvald gehörte einer Gene-

ration an, die ungebrochenes Vertrauen in die UN hatte. Er war dreizehn Jahre alt, als der Krieg 1945 endete, und die Besetzung und die Kriegshandlungen hatten einen unauslöschlichen Eindruck bei ihm hinterlassen. Die Vereinten Nationen waren die Organisation, in der alle Länder der Welt zu einer vertrauensvollen Zusammenarbeit finden sollten, die einen neuen großen Krieg undenkbar machte. In seinen Augen hatte der Generalsekretär der UN das wichtigste Ehrenamt der Welt.

Ich selbst hatte ebenfalls Zweifel. Selbstverständlich fühlte ich mich geschmeichelt und geehrt, aber um die Wahrheit zu sagen, hatte ich nie den Wunsch nach einer internationalen Karriere verspürt. Ingrid war Diplomatin, und Thorvald hatte sein ganzes Leben mit Außenpolitik verbracht, es war ihr Feld, nicht meines. Außerdem war ich unsicher, wie viel Macht und Handlungsspielraum die Chefs der verschiedenen internationalen Organisationen überhaupt hatten.

Zudem bin ich Wirtschaftswissenschaftler. Mir gefällt das Messbare, alles, was mit Zahlen, Tabellen und Grafiken beschrieben werden kann. Konkrete Dinge, klare Antworten. Ich bin gern dabei, wenn gebaut wird, egal, ob es sich um Ölbohrplattformen oder Kläranlagen handelt. Signale, Reflexionen und Prozesse, Dinge, mit denen sich das Außenministerium häufig beschäftigen muss – schon beim Gedanken daran werde ich ungeduldig. Im Grunde gibt es daran nichts auszusetzen, es ist nur nichts für *mich*.

Und nicht zuletzt: Ich wohne gern in Norwegen. Ich dachte viel darüber nach, wie es wäre, vom Rest der Familie getrennt zu leben. Ja, die Kinder waren bereits erwachsen und führten ihr eigenes Leben, aber ich wollte ihnen dennoch so nahe wie möglich sein. Wenn wir ins Ausland zögen, würde ich unsere Abendessen und unser Beisammensein vermissen, wenn sie plötzlich vorbeischaute, um sich etwas zu borgen oder sich mit uns zu unterhalten. Häufig kamen sie auch mit ihren Freunden, die auch Ingrid und ich gut kannten. Thorvald war allmählich ein alter Mann, bald 83 Jahre alt. Er war noch ziemlich rüstig, kam allein

zurecht und ging auf dem Frognerveien einkaufen. Und er hatte Anja. Die Filmemacherin Anja Breien war nach dem Tod meiner Mutter Karin in Thorvalds Leben getreten und ein großer Lichtblick in seinem Dasein. Thorvald hatte hoffentlich noch viele gute Jahre vor sich. Sein Vater wurde immerhin 98.

Außerdem dachte ich an Nini. Meine jüngere Schwester hatte seit vielen Jahren mit Drogenproblemen zu kämpfen. Ihr Lebensgefährte, Karljohn, war ein Jahr zuvor gestorben, und Nini litt sehr unter seinem Tod. Sie hatte es schwer, und Thorvald, Camilla und ich fühlten uns für sie verantwortlich. Wir mussten uns um sie kümmern. Hin und wieder traf ich mich mit Nini, den häufigsten Kontakt hatten wir jedoch per Telefon. So gesehen spielte es keine so große Rolle, ob ich in Brüssel oder Oslo wohnte. Ich würde an den Wochenenden und im Urlaub nach Hause kommen, und außerdem sollte ich ja nur vier, vielleicht fünf Jahre in Brüssel bleiben. Aber in diesen Jahren wäre ich nicht mehr in ihrer unmittelbaren Nähe, wenn sie mich brauchen sollte.

Ich vergrößerte den Kreis derer, mit denen ich mich beriet. Die Ansichten von Freunden und Bekannten innerhalb und außerhalb der Arbeiterpartei variierten von Gleichgültigkeit bis zu klarer Ablehnung.

Ich glaubte, viel Zeit zu haben und mit einem endgültigen Entschluss bis zum Frühjahr warten zu können. Doch Anfang Februar teilte man mir plötzlich mit, dass ich mich jetzt entscheiden musste. Die USA wollten vermeiden, dass die Position des Generalsekretärs der Nato nach der Europawahl im Frühjahr mit einem Kuhhandel über die Verteilung von Spitzenposten in der EU verbunden wurde. Obama beabsichtigte, Frankreichs Präsidenten François Hollande zu treffen und ihm zu erklären, ich sei der Kandidat der USA. Und natürlich musste er erst einmal wissen, ob ich überhaupt bereit war, die Aufgabe zu übernehmen.

Das war ich.

Langsam, aber sicher war in mir der Wunsch gereift, der neue Generalsekretär der Nato zu werden.

Ich war es gewohnt, zuzustimmen, wenn die Partei mich um etwas bat – jahrelang war es so gewesen: Man übernahm die Parteiposten, die einem angetragen wurden. Nun war es der mächtigste Mann des Westens, der mich um etwas bat. Es ist nicht gerade leicht, etwas auszuschlagen, wenn Persönlichkeiten wie Barack Obama und Angela Merkel einen bitten, eine Aufgabe zu übernehmen. Abzulehnen, weil ich lieber in Oslo leben und in der Nordmarka Ski fahren wollte, kam mir ziemlich armselig vor.

Aber einem solchen Posten stimmt man auch nicht aus reinem Pflichtgefühl zu. Im Laufe der Wochen, in denen ich Zeit zum Nachdenken hatte, war in mir eine tiefe innere Motivation gewachsen, Chef der Nato zu werden.

Ich war erst 55 Jahre alt. Der Gedanke, eine neue, schwierige Aufgabe zu übernehmen, gefiel mir. Friedenssicherung ist die wichtigste Aufgabe aller Aktivitäten auf internationalem Niveau. Wenn Krieg herrscht, kommt man weder mit dem Klimawandel noch mit der Armutsbekämpfung oder den wirtschaftlichen Entwicklungen weiter. Frieden ist das eigentliche Fundament für sozialen Fortschritt. Und die Nato ist für nahezu eine Milliarde Menschen die wichtigste Organisation beim Einsatz für Frieden und Sicherheit.

Mehr als sechzig Jahre sind seit der Gründung der Nato vergangen. Das Bündnis wurde ins Leben gerufen, um eine gemeinsame Verteidigung gegen die kommunistische Sowjetunion zu sichern und die Freiheit und Demokratie in den Mitgliedsländern zu verteidigen. Die Zusammenarbeit innerhalb der Nato spielt sich sowohl auf der politischen wie auf der militärischen Ebene ab. Die USA, Kanada und zehn westeuropäische Länder waren von Anfang an dabei, später haben sich andere Länder angeschlossen.

Für mich gibt es eine politische Verwandtschaft zwischen dem Nato-Zusammenhalt und der sozialdemokratischen Idee, dass wir gemeinsam

mehr erreichen als jeder für sich allein. Die häufig auch bei Sozialdemokraten anzutreffende Vorstellung, Verteidigung und Sicherheit seien Themen, die vor allem der politisch rechten Seite zuzuordnen seien, ist ein Paradoxon. In Wahrheit verfügt die Nato über eine breite Unterstützung im gesamten politischen Spektrum, und historisch gesehen gehörten auch sozialdemokratische Parteien zu den treibenden Kräften der Nato. Die Mehrzahl der europäischen Länder, die das Bündnis mitbegründet haben, wurden entweder sozialdemokratisch regiert oder hatten bedeutende sozialdemokratische Stimmenanteile in ihren Regierungen. Besonders die Regierung der britischen Arbeiterpartei unter Clement Attlees Führung spielte dabei eine entscheidende Rolle, aber auch sozialdemokratische Ministerpräsidenten wie Willem Drees in den Niederlanden, Hans Hedtoft in Dänemark und Einar Gerhardsen in Norwegen waren wichtige Unterstützer bei der Gründung der Nato. In den Vereinigten Staaten war der Demokrat Harry Truman Präsident, und Louis St. Laurent von der liberalen Partei war Ministerpräsident in Kanada. Beide standen in der politischen Landschaft ihrer Heimatländer in der Mitte oder links der politischen Mitte.

Ich hatte bislang überwiegend mit innenpolitischen Fragen wie den Renten, der Verwaltung der Öleinnahmen oder den Reformen des öffentlichen Sektors gearbeitet. Bei meinem internationalen Engagement hatte ich mich viel mit der Klimafrage und der Gesundheit von Kindern beschäftigt. Dennoch hatte mich die Verteidigungs- und Sicherheitspolitik mein gesamtes politisches Leben begleitet. Von Diskussionen über die Nato und die Atomwaffen in der AUF in den 1980er Jahren bis hin zu großen Verteidigungsinvestitionen in meiner Zeit als Ministerpräsident. Außerdem musste ich mich mit Norwegens Teilnahme an internationalen militärischen Aktionen beschäftigen, unter anderem in Afghanistan, Libyen und dem Kosovo.

Ich glaube an starke Institutionen. An eine Gemeinschaft, in der Große und Kleine Platz an einem Tisch haben, in der alle gehört werden und

gemeinsame Regeln festlegen, die das Recht des Stärkeren begrenzen. Im Grunde genommen ist es das, was wir Zivilisation nennen. So ist es auf lokaler Ebene, so ist es auf nationalem Niveau, und so ist es nicht zuletzt auf internationalem Level. Um Krieg und Unrecht zu verhindern, braucht es Organisationen, die auf dem Völkerrecht und demokratischen Prinzipien basieren. In einer organisierten Gemeinschaft sind die Interessen der einzelnen Länder am besten aufgehoben, vor allem die Interessen kleinerer Länder. Eine verpflichtende Zusammenarbeit zwischen den Vereinigten Staaten und Europa ist der eigentliche Stützpfiler der Gemeinschaft, die wir in der Verteidigungs- und Sicherheitspolitik brauchen.

An dem Abend, als ich erfuhr, dass die Amerikaner am nächsten Morgen eine Antwort erwarteten, setzte ich mich mit Ingrid zusammen. Es wurde ein langes Gespräch. Ihre Skepsis war nicht verschwunden, aber ebenso wie ich glaubt sie an die internationale Zusammenarbeit. Gemeinsam entschieden wir uns. Ich stimmte zu, Obamas und Merkels Kandidat für den Posten des Generalsekretärs zu werden.

Aus Washington hörte ich, dass ich die breite Unterstützung vieler Nato-Länder hätte. Ich selbst sollte nichts unternehmen. Barack Obama, der weltbeste Kampagnenleiter, arbeitet für Sie, wurde mir erklärt. Es galt nur abzuwarten.

## KAPITEL 2

# TAKTWECHSEL

»Das ist fantastisch, Jens!«

Thorvald umarmte mich herzlich. Am 28. März 2014 hatten die USA und Deutschland sämtliche Alliierte dazu gebracht, meine Kandidatur zu unterstützen – ich wurde zum dreizehnten Generalsekretär der Nato ernannt. Nur einige Tage später saßen wir beim Abendessen rund um den Küchentisch in der Mogens Thorsens gate.

Nachdem ich mich entschieden hatte, unterstützte Thorvald meinen Entschluss voll und ganz. Er hatte nur herausfinden wollen, was das Beste für mich war. Nun ging es um das Nato-Projekt und nichts anderes. Alles Raunen, die Allianz sei doch überholt, war verstummt.

Damals, im Frühjahr 2014, spielte sich im Übrigen ein Drama ab, das alte Ost-West-Gegensätze wiederaufflammen ließ und die Aufmerksamkeit auf unsere kollektive Verteidigung lenkte.

Die USA hatten Syrien niemals bombardiert, so wie es Obama während des Abendessens beim schwedischen Ministerpräsidenten Reinfeldt im September 2013 noch gefordert hatte. Im amerikanischen Kongress war die Stimmung gegen ein Bombardement, und Obama wollte keine Konfrontation mit den gewählten Volksvertretern. Stattdessen handelten die Vereinigten Staaten und Russland ein Abkommen aus, um Syriens chemische Waffen auszuliefern und zu zerstören. Die Nato und Russland vereinbarten darüber hinaus einen militärischen Schutz der Schiffe, mit denen die chemischen Waffen aus Syrien abtransportiert werden sollten.



Doch dann kamen die Krisen.

Im Winter 2014 brachen erhebliche Unruhen in Kyjiw aus, nachdem Viktor Janukowitsch, der russlandfreundliche Präsident der Ukraine, sich geweigert hatte, ein Assoziierungsabkommen mit der Europäischen Union zu unterzeichnen. Fast einhundert Demonstranten wurden von Sondereinheiten der Polizei getötet, die Brutalität des Regimes verschärfte die Krise. Ende Februar wurde Janukowitsch vom Parlament abgesetzt und floh außer Landes. Er suchte Zuflucht in Russland. Kurz darauf kam die Nachricht, dass es auf der Krim gärrte. Ukrainische Militäreinheiten wurden von sogenannten kleinen grünen Männchen, von Soldaten ohne Hoheitsabzeichen, umstellt und bedroht. Es gab kaum Zweifel, woher sie kamen. Dies war eine russische Okkupation. Am 18. März 2014 erklärte Russland die Krim zu einem Teil der Russischen Föderation.

Einige Wochen später begannen Separatisten mit Aktionen in mehreren Städten der Donbass-Region im Osten der Ukraine und übernahmen die Kontrolle über große Teile des Gebiets. Die Separatisten wurden aus Russland finanziert und gesteuert und hätten ohne diese Unterstützung gar nicht operieren können. Im Gegensatz zur Krim kam es im Donbass zu heftigen Kämpfen zwischen ukrainischen Regierungssoldaten und den Separatisten.

Auf der internationalen Agenda rückte die Sicherheitslage in Europa weiter nach oben. Die Spannung wuchs. Der Dialog mit Russland endete.

Aber nicht nur in der Ukraine kam es zur Krise. In Syrien und im Irak war die Terrorbewegung IS auf dem Vormarsch und hatte große Landstriche erobert. Ein Terrorstaat, wie ihn die Welt noch nicht gesehen hatte, wurde nahe den Grenzen zur Nato errichtet.

Die Welt war eine andere geworden. Größere Unsicherheit. Weniger Stabilität.

Wir standen vor einer Situation, in der der westliche Zusammenhalt

so wichtig war wie seit mehreren Jahrzehnten nicht mehr. Alles war innerhalb der wenigen Wochen geschehen, in denen ich überlegt hatte, ob ich für den Nato-Job kandidieren wollte, und diesen Posten schließlich bekam. Natürlich war ich angespannt, aber je schwieriger die internationale Lage wurde, desto mehr faszinierte mich der Gedanke an die Herausforderungen, die mich erwarteten. Mich motivierten die Ereignisse in diesem dramatischen Frühjahr.

Um mich vorzubereiten, bekam ich ein Büro in einem schönen Gebäude auf der Festung Akershus in Oslo, es war die Kommandantur des norwegischen Verteidigungschefs. Dort konferierte ich mit meinen Mitarbeitern und Angestellten der Nato, die aus Brüssel gekommen waren. Im Laufe des Sommers bekam ich ein immer klareres Bild von der Aufgabe, die mir bevorstand. Die Nato hatte sich zu einer vollkommen anderen Organisation als zu Zeiten des Kalten Krieges entwickelt. Man hatte erhebliche Einschnitte und Kürzungen vorgenommen. Die Besetzung der Kommandostruktur war halbiert worden, und jedes Jahr baute man weitere Stellen im zivilen Stab ab, um die Forderung nach Einsparungen zu erfüllen.

Das Wichtigste aber war, dass die Organisation und Struktur der Nato im Großen und Ganzen darauf ausgerichtet waren, Operationen *außerhalb* ihres eigenen Bereichs durchzuführen. In all den Jahren, in denen das Bündnis in Bosnien, Kosovo und Afghanistan präsent gewesen war, hatte man die Verteidigung in Europa abgebaut. Bereitschaft, Reaktionszeit, Kampffähigkeit und hochtechnologisierte Kriegsführung, um das eigene Land zu verteidigen – all diese Bereiche waren geschwächt. Außerdem hatte die Nato neuen Herausforderungen wie China, Cybersicherheit und der Militarisierung des Weltraums wenig Beachtung geschenkt.

In der Kommandantur auf Akershus nahm nach und nach ein großes politisches Projekt Form an. Das Ruder musste herumgerissen werden, eine Rosskur war notwendig. Es galt, die Nato organisatorisch zu verän-

dern, aufzurüsten und zu modernisieren. Mit den Kürzungen durfte es so nicht weitergehen. Die Nato benötigte Investitionen und mehr Personal, um ihre Kernaufgaben wieder erfüllen zu können: den Frieden zu sichern und unsere gemeinsame Sicherheit zu schützen.

Zu meinen Vorbereitungen gehörten Besuche in einigen der wichtigsten Hauptstädte der Allianz. Ende Juni war ich im Bundeskanzleramt im Berliner Tiergarten. Angela Merkel lud mich in ihr Büro ein. Wir tranken Tee, sie schenkte persönlich ein. Ein Treffen mit ihr war immer angenehm, und im Laufe unserer langjährigen Zusammenarbeit hatten wir ein enges und vertrauensvolles Verhältnis entwickelt. Dieses Gefühl hatte ich auch an diesem Tag. Sie gratulierte mir zu meiner Ernennung, und ich bedankte mich für ihre Unterstützung.

Angela Merkel war zutiefst beunruhigt über die Ereignisse in der Ukraine und die möglichen Konsequenzen für den Frieden in Europa. Sie war die westliche Führungspersönlichkeit, die den häufigsten Kontakt mit Moskau hatte; nach der Annektierung der Krim hatte sie viele lange Gespräche mit Wladimir Putin geführt. Der Kontakt zu Russlands Präsident hatte ihre Besorgnis jedoch nicht verringert.

»Putin lebt in seiner eigenen Welt«, erklärte sie.

Dann sprach sie über die entscheidende Rolle, die die Nato für den Zusammenhalt der Vereinigten Staaten und Europa spielt. Angela Merkel, die bis 1989 in Ostdeutschland lebte, wusste um die Bedeutung der Nato. Wir gingen auf die Terrasse, dort zeigte sie auf den Stadtteil, in dem sie gewohnt hatte, und sprach einen Gedanken aus, den sie bereits bei früheren Gelegenheiten geäußert hatte: »Man muss Geduld haben, wenn man auf große Veränderungen wartet.« Natürlich habe man das Gefühl gehabt, lange hinter der Berliner Mauer gelebt zu haben, in einem autoritären Einparteiensystem und ohne Reisefreiheit. Doch zwischen dem Bau der Mauer und ihrem Fall lagen nur 28 Jahre. Man glaubt, es ist für immer, aber nichts währt ewig.

Merkel machte sich außerdem Gedanken über die Entwicklung des Verhältnisses zwischen Europa und Amerika.

»Die Amerikaner sind mächtig, aber ich hoffe, Sie kommen nicht jeder Bitte nach, Jens«, sagte sie. »Es ist wichtig, dass die USA nicht immer ihren Willen bekommen.«

Angela Merkel hat eine ganz eigene Verschmitztheit und spricht ernste Themen auf eine launige, fast schelmische Weise an. Aber bei aller Heiterkeit schwang auch großer Ernst in ihrer Ermahnung mit. Ich lächelte und versprach, dass ich nicht die Absicht hätte, mich den USA in jeder Hinsicht zu fügen.

Wir redeten viel über das schwindende Interesse der Vereinigten Staaten an Europa zugunsten von China und Asien. Diese schon lange zu beobachtende Tendenz hatte sich jetzt verstärkt. Aber wirklich beunruhigt war Merkel über die transatlantische Zusammenarbeit und Europas Stellenwert in den Machtzirkeln Washingtons nicht. Sie arbeitete gut mit Präsident Obama zusammen.

Etwas später im Sommer lag ich faul in einem Liegestuhl am Strand von Villefranche an der französischen Riviera, östlich von Nizza. Mit einem kalten Bier in der Hand blickte ich entspannt übers Mittelmeer.

Kurz zuvor hatte ich Präsident François Hollande getroffen. Wie die meisten seiner Landsleute präferiert er die französische Sprache. Als die Nato 1949 gegründet wurde, sprach man in vier der zwölf Mitgliedsländer Französisch. Noch immer gibt es vier französischsprachende Länder in der Nato, doch die Anzahl der Mitgliedsländer hat sich inzwischen auf 32 erhöht, und das verändert die Position einer Sprache, auch wenn Französisch neben Englisch weiterhin offizielle Nato-Sprache ist.

In der Schule hatte ich Deutsch als Fremdsprache gelernt. Und soweit ich wusste, war ich der erste Generalsekretär der Nato, der nicht Französisch sprach. Ich wollte Hollande entgegenkommen, als ich ihm erzählte, dass ich mich zu einem Französischkurs anmelden würde.

Jonas Gahr Støre war in Norwegen zum neuen Vorsitzenden der Arbeiterpartei gewählt worden, nachdem man mich auf einem außerordentlichen Landesparteitag im Frühsommer verabschiedet hatte. »Du willst versuchen, Französisch zu lernen?«, entfuhr es ihm, als er von meinen Plänen hörte. Jonas sprach fließend Französisch.

»Völlig hoffnungslos, du hast keine Chance«, erklärte er.

Aber ich hielt das Versprechen, das ich Hollande gegeben hatte, und meldete mich zu einem dreiwöchigen Intensivkurs im renommierten Institut français an. Das hieß jeden Tag acht Stunden Unterricht, tägliche Hausaufgaben und das Verbot, auf dem Schulgelände etwas anderes als Französisch zu sprechen.

Ingrid begleitete mich, und wir wohnten in einer kleinen Wohnung in Villefranche, das idyllisch an einer Bucht der Riviera liegt. Am ersten Tag gingen wir hinauf zur Schule, die in einer prachtvollen Villa auf dem Berg untergebracht war. Von dort konnte man die Stadt und das Meer überblicken. Alle Schüler wurden nach ihren Vorkenntnissen in Gruppen aufgeteilt. Einer nach dem anderen wurde getestet. Als ich an die Reihe kam, wurde ich in einen Raum gewiesen, in dem mich drei Lehrer erwarteten. Auf dem Flug nach Frankreich hatte ich »Ich heiße Jens«, »Ich bin Norweger« und ein paar andere einfache Sätze gepaukt, die ich nun herunterleierte. Die drei Lehrer starrten mich ausdruckslos an.

Kurz darauf verschwand Ingrid in einer der Gruppen für Fortgeschrittene. Und mir wurde mein Niveau mitgeteilt: »Débutant.«

Ich nahm den Französischkurs ernst, das muss man mir lassen. Ich erschien jeden Tag, hielt acht Stunden in der sommerlichen Hitze durch und erledigte meine Hausaufgaben. Aber als Anfänger ist es ein langer Weg, bis man Französisch auch nur einigermaßen beherrscht.

Es waren schöne Tage, denn es ist so gut wie unmöglich, es sich an einem Ort wie Villefranche im Sommer nicht gut gehen zu lassen. In unserer freien Zeit unternahmen Ingrid und ich lange Strandspaziergänge,

wie liehen uns Fahrräder und verwöhnten uns mit leckerem Essen. Und als der Kurs sich seinem Ende näherte, musste ich ein Resümee ziehen. Etwas hatte ich gelernt, ich konnte einige einfache, zusammenhängende Sätze sagen. Aber ich war weit davon entfernt, Französisch zu etwas Vernünftigem *gebrauchen* zu können. Das hätte weit mehr Initiative und Zeit gekostet, die ich nicht hatte.

Im Liegestuhl zog ich Bilanz: Jonas hatte recht behalten.

Im Hochsommer waren wir wie gewöhnlich auf der norwegischen Inselgruppe Hvaler. Ich werde im Urlaub oft ein wenig rastlos, daher vertreibe ich mir gern die Zeit mit einfachen Gartenarbeiten. Am Dienstag, dem 29. Juli 2014, harkte ich Zweige, als Ingrid um die Hausecke auf mich zukam.

Ich sah ihr sofort an, dass etwas nicht in Ordnung war. Wortlos reichte sie mir mein Handy. Am anderen Ende der Leitung war Camilla. Sie sagte: »Jens, Nini ist tot.«

Sie rief aus Ninis Wohnung an. Dort hatte sie unsere Schwester gefunden.

Ingrid und ich sahen uns an. Sie nahm mir den Rechen aus den Händen, stellte ihn an die Hauswand und umarmte mich lange. Dann legte sie ihren Arm um mich, und wir gingen gemeinsam ins Haus.

Ich zog saubere Sachen an und brach auf. Ein paar Stunden später stand ich mit Camilla und Thorvald in Ninis Wohnung. Nini saß in einem dünnen Seidennachthemd auf einem Stuhl in der Küche. Sie sah friedvoll aus. Ich rätschelte ihr vorsichtig die Wange und spürte, wie kalt sie war. Die Angst hatte lange in mir genagt, nun war es passiert. Meine kleine Schwester war tot.

Aus Frankreich hatte ich im Sommer mehrfach bei Nini angerufen. Sie war nicht ans Telefon gegangen. Es beunruhigte mich ein wenig, vor allem aber betrückte es mich. Allerdings war es durchaus normal, dass sie nicht antwortete. Meist war es ein Zeichen, dass sie deprimiert war und

mit niemandem reden wollte. Ich beschloss, sie zu besuchen, sobald ich zurück in Norwegen war.

Als ich einige Tage später bei ihr klingelte, reagierte sie nicht. »Nini!«, rief ich durch den Briefschlitz, aber es blieb still. Vielleicht war sie spazieren gegangen, vielleicht war sie in der Wohnung und schaffte es nicht zu öffnen. Ich hatte ein paar Smoothies mitgebracht, weil ich wusste, dass sie ihre Ernährung vernachlässigte. Ich gab die Smoothies einem Nachbarn, der auch schon früher Lebensmittel für sie entgegengenommen hatte.

Nun standen Thorvald, Camilla und ich in ihrer Küche. Wir sagten nicht viel. Thorvald weinte. Viele Jahre hatte er alles in seiner Macht Stehende getan, um sein jüngstes Kind zu unterstützen. Ich wusste, wie erschöpft er war. All die Zeit, die er für Nini aufgewendet hatte, all die Sorgen. Nun war sie für immer fort, er konnte nicht nach ihr suchen, es gab keine Hoffnung mehr, nur Trauer.

In den folgenden Tagen erschienen in den Zeitungen einige schöne Nachrufe auf Nini. Menschen hielten uns auf der Straße an, in den sozialen Medien gab es Posts von Leuten, die uns erzählten, was Nini ihnen bedeutet hatte. Es kann anstrengend sein, einer Familie anzugehören, die derart in der Öffentlichkeit steht, aber es ist ein Geschenk, so viel Wärme und Achtsamkeit von bekannten und unbekannten Menschen zu bekommen.

Die Uranienborg-Kirche in Oslo war bis auf den letzten Platz gefüllt, als die Kirchenglocken am Vormittag des 18. Augusts läuteten. Es goss in Strömen.

»Ein großer Bruder sollte seine kleine Schwester beschützen«, sagte ich in meiner Rede. »Ich habe versucht, auf dich aufzupassen. So wie Thorvald, Camilla und viele andere auch. Aber die Macht des Todes wurde zu stark.«

Wie trugen den Sarg hinaus. Weiße Lilien und Rosen lagen auf dem Deckel. Mein Sohn ging direkt vor mir. Mit dem Blick starr auf seinen Rücken gerichtet, trug ich den Sarg an den schweigenden Bankreihen vorbei zu dem wartenden Leichenwagen.

In den Tagen nach der Beisetzung fingen Camilla und ich langsam an, Ninis Wohnung auszuräumen. Sie zeugte davon, wie schwer Ninis Leben gewesen war. Große Unordnung und Spuren eines Daseins im Drogenrausch. Aber wir fanden auch schöne Dinge. Gegenstände, Fotos und Briefe, die sie aufgehoben hatte und die nun zu guten Erinnerungen wurden.

Ich werde nie wirklich verstehen, warum es so kam, wie es kam. Nini und ich teilten uns ein Kinderzimmer und schliefen in Etagenbetten, ich oben, sie unten. Dieselbe Familie, dieselbe Schule, viele gemeinsame Freunde. Trotzdem verliefen unsere Leben so unterschiedlich.

Ninis Leben blieb unvollendet, sie hatte viele Fähigkeiten, die sie nicht nutzte, so viel Potenzial, das nie eingelöst wurde, obwohl wir immer hofften, dass sie es schaffen würde, ein besseres und erfüllteres Leben zu führen. Gleichzeitig spürte ich, wie die Furcht vor ihrem Tod jetzt, wo sie fortgegangen war, ihren Schrecken verlor. Eine seltsame Doppelung, Trauer und Verlust – aber auch Erleichterung.

Die hübsche, poetische Nini, die kleine, bewegende Worte und Sätze hervorzaubern konnte und mit ihrer zierlichen Handschrift die prachtvollsten Postkarten schrieb. Als Jugendliche zeichnete sie und fertigte schöne Keramikfiguren an. Eine solche fand ich, als wir ihre Wohnung ausräumten. Auf ihr stand: »Flieg, wilder Flügel, flieg.«

Ingrid und ich kümmerten uns in der Zeit nach der Beerdigung viel um Thorvald. Er schätzte es, war aber gleichzeitig überzeugt, dass das Leben weitergehen und ich mich auf die Aufgabe vorbereiten müsse, die auf mich wartete. Allmählich musste ich eine Art Alltag herstellen, eine Normalität in all dem Anormalen. Ich sollte am 4. und 5. November 2014 als Gast am Nato-Gipfeltreffen in Wales teilnehmen.

Es war das erste Treffen der Staats- und Regierungschefs der Nato-Staaten, seit die Welt sich innerhalb weniger Monate so drastisch verändert hatte. Die Kriege in Syrien und der Ukraine lieferten einen düsteren